Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 8 (1918)

Heft: 45

Artikel: Erinnerungen einer Blindgeboren [Schluss]

Autor: Dufau, P.A.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-643059

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 28.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 45 — 1918 | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst | 9. November

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

Die Sonne sinkt.

Von Anna Stauffacher.

Die Sonne sinkt. Der Tag vergeht.
Ein Klang verklingt. Nur ein Gebet
Schwebt segnend auf den Fluren.
Ich wandle in der Einsamkeit,
Es starb mein trauliches Geleit,
Verweht sind alle Spuren
Von Sommerglück, von Glanz und Glast.
Ermattet ist die süße Hast
Des freudigen Genießens.

Ermattet ist das reiche Blühn;
Verglüht das stolze Farbensprühn,
Und Alles will zerfließen,
Zerfließen in dem öden Grau
Des Winters. Düster Baum und Au,
Und blaue Nebel steigen — —
Die Sonne sinkt. Der Tag vergeht.
Mein Sommerglück war rasch verweht
Und sank in Tod und Schweigen!

Erinnerungen einer Blindgebornen.

6

Nach dem Französischen des P. A. Dufau und einer Uebersetzung ins Deutsche von J. G. Knie bearbeitet von E. Grunder.

Wir kehrten ins Zimmer zurück und St. S. ließ mich um eine Unterredung ersuchen. Ein Schauer durchbebte mich, mein Herz schlug gewaltig als er eintrat. Die Tante ließ mich mit ihm allein. Ich war in seiner Gewalt. Ich blieb sitzen und begrüßte ihn nicht. Für einen Augenblick brachte ich ihn dadurch außer Fassung; dann aber fand er seine gewohnte Unverschämtheit wieder.

„Fräulein," begann er, „ich werde die Art, wie Sie hiehergeführt wurden, nicht zu entschuldigen versuchen. Alle Mittel sind für denjenigen gut, der zum Ziele kommen will. Das ist meine Moral. Ich wünschte, daß Sie mein würden; es blieb mir nichts übrig, als diesen Entschluß zu fassen. Nun darf ich sagen, daß Sie mein sein werden!"

„Niemals!" rief ich mit aller Kraft.

Er unterdrückte eine Bewegung des Unmutes, und indem er auf das einging, was er ernste Betrachtungen nannte, hielt er mir eine lange Rede, welche mit den in früherer Zeit schon hundertmal wiederholten Versicherungen einer aufrichtigen und uneigennützigen Liebe begann, und daß er den unwandelbaren Entschluß, sich meinem Glücke widmen zu wollen, gefaßt habe. Darauf bemühte er sich, mir zu beweisen, daß in meiner gegenwärtigen Lage, in welcher Weise ich auch sein Betragen gegen mich beurteilen möchte, die Vernunft mir gebiete, den Groll zu meistern, ihm die mir angetane Gewalt zu verzeihen, die er durch alle Mittel aus meinem Gedächtnis tilgen werde und die Seine zu werden.

„Mein Herr," entgegnete ich, „in meinem Hause würde ich Ihnen eine Antwort geben. Hier nicht!"

„Törin!" schrie er heftig auf. „Sie wagen mir zu trotzen! Sie vergessen, daß Sie in einem abgelegenen Hause sind, in dem sich nur mir ergebene Leute befinden. Hören Sie," schrie er im Tone rasender Entschlossenheit, „weder für Sie, noch für mich gibt es ein Zurück! Verstehen Sie mich recht! Sie werden nicht von hier fortgehen, bevor Sie mir ein Recht zugestanden haben, das Gesetz und Religion demnächst heiligen werden."

Mit diesen abscheulichen Worten überließ er mich meinem Entsetzen. — Die Tante kam wieder. Ich merkte bald, daß ich auf ihren Beistand nicht rechnen konnte.

Einige Tage verstrichen, ohne einen Wechsel in meiner Lage zu bringen. Ich durfte im Hause auf gut Glück herumgehen, auch den Garten besuchen. Meine Blindheit bildete ja schon an und für sich eine Gefangenschaft, die es erlaubte, daß meine Haft nicht allzustreng sein durfte. Was hätte ich in einem mir völlig unbekannten Lande ohne einen führenden Arm wohl unternehmen können?

Ich berechnete nach der Zeitdauer der Fahrt, daß ich sieben bis acht französische Meilen von S . . . . entfernt mich befinden müsse. Nach dem Stand der Sonne zu schließen, mußten wir nach Südost gefahren sein. Das war eine wilde, waldige, wenig bewohnte Gegend.

Eines Abends, bei Einbruch der Nacht, durchschritt ich unruhig und sinnend einen der Baumgänge des Gartens, als ich am Ende desselben plötzlich längs der Mauer, die mich vom Felde trennte, das Bellen eines Hundes vernahm. Ich rufe: „Montagne!" — Ein Knurren und freudige Sprünge. — Ich nenne Henriots Namen. Der Knabe schreit: „Jesus! Gutes Fräulein! Endlich gefunden!" — Er klettert behend auf die nur mannshohe Mauer.

Henriot war seit dem Tag, da mein Verschwinden bekannt wurde, unausgesetzt mit seinem treuen Montagne auf der Suche nach mir. Sein Hund hatte ihn auf die rechte Spur geführt.

Nach kurzer Ueberlegung schien mir eine sofortige Flucht mit Henriot das Sicherste. Wir kamen überein, am folgenden Tage gegen Abend aufzubrechen. So war es möglich, noch vor Einbruch der Nacht die Strohhütte eines Holzhauers zu erreichen, in der Henriot am Tage zuvor gastliche Aufnahme gefunden hatte.

So geräuschlos und behende als möglich suchte ich mein Zimmer auf. Unterwegs vernahm ich Stimmen. St. S. sagte zu meiner Tante: „Clorinde, es muß zum Ende kommen! Warum soll ich mich länger durch eine Grille im Schach halten lassen! Morgen, wenn man ihr das Frühstück bringt, gehe ich hinter der Hanne her und . . ."

Mehr verstand ich nicht. — Früh am nächsten Morgen betrat ich den Garten. Ich erreichte die ins Freie gehende Tür und stand draußen. Aber wohin nun? — Auf gut Glück folgte ich einem von Gebüsch eingefaßten Fußweg, ungefähr eine halbe Stunde lang. Dann fühlte ich, daß mein Weg breiter wurde. Noch eine Viertelstunde lang eile ich dahin, da plötzlich hinter mir ein Schrei! Es ist St. S. Er verfolgt mich! Voll Verzweiflung suche ich ins Gebüsch einzudringen. Dorngestrüpp faßt meine Kleider, zerreißt mir Hände und Gesicht. Ich kann nicht mehr vorwärts! — Schon ist mein Verfolger ganz nahe. Da plötzlich höre ich, wie er, mit einem unbekannten Angreifer ringend, niedergerissen wird und gräßlich schreit.

Es war Montagne, mein treuer Montagne. Mit einem Sprung hatte er sich auf meinen Verfolger geworfen und ihn bei der Gurgel gepackt. — Auf den Ruf Henriots kam das treue Tier und legte sich vor meine Füße.

St. S. war schwer verwundet. Zwei herumziehende Krämer brachten den Bewußtlosen auf einem Karren in seine Wohnung zurück.

Wie vernichtet war ich am Fuße eines Baumes niedergesunken. Endlich erreichten wir mühevoll die Hütte des Holzhauers. Hier waren gute Leute. Die Frau führte mich zu ihrem Lager. Ich versank in einen sanften, tiefen Schlaf. Als ich erwachte, wurde mir gemeldet, daß mich ein Herr zu sprechen wünsche. Es war der Mann, der bei der Entführung mitgewirkt hatte. Sein Ton war jetzt sehr demütig. Er bedauerte, sich in den fatalen Handel eingelassen zu haben und wünschte, sein Vergehen nach Möglichkeit wieder gut zu machen. Er anerbot sich, mich nach S . . . . zurückzufahren. Ich konnte in der Tat nichts Besseres tun, als diesen Vorschlag anzunehmen, da ich wünschte, bald wieder auf dem Schlosse zu sein.

Wir machten uns bald auf den Weg. Henriot saß an meiner Seite und der Hund lief fröhlich vor dem Wagen her.

Auf dem Wege bestrebte sich mein unbekannter Führer, mir die Langeweile der Fahrt zu verkürzen. Er nannte sich einen frühern Freund des St. S. Er hatte die Welt durchstrichen und mannigfaltige Glückswechsel erfahren. Nur einmal spielte er auf das Vorgefallene an und schien mich ausforschen zu wollen, ob ich die Absicht hege, eine Klage zu führen. — Ach, warum unterließ ich es aus Schwäche, aus Nachsicht, um eine Verwandte zu schonen, um mir selbst die Unannehmlichkeiten eines öffentlichen Verfahrens zu ersparen, die Strenge der Gesetze anzurufen. Wollte der Himmel, ich wäre einer andern Eingebung gefolgt!

Einige Wochen verstrichen in ungestörter Ruhe.

Da erhielt ich eine gerichtliche Vorladung. Ich wurde zur Rückerstattung des Vermögens aufgefordert, das ich nicht gesetzmäßig besitze; da ich nur eine natürliche Tochter sei, habe ich aus diesem Rechtsgrunde nur nach dem vom Gesetz bestimmten Teile Anspruch auf das Vermögen meines Vaters. Den Rest nahm meine Tante als Erbin ihres Bruders in Anspruch. Was das Vermögen meiner Mutter betraf, so wurde dieses, da das englische Gesetz dem unehelichen Kinde grundsätzlich kein Recht zugesteht, durch eine alte Muhme, Namens Arabella B . . . ., welche der ehrenwerte Mérard im Fürstentum Wallis aufgefunden hatte, ganz zurückgefordert.

Fast wäre es mir lieb gewesen, die Reichtümer, die mir so viel gierige Feinde erweckt hatten, dahinzugeben gegen den kleinen, mir noch zugebilligten Anteil. Aber konnte ich einer Beraubung meine Zustimmung geben, die meine Geburt befleckte und meine Mutter entehrte?

Die französisch und englisch ausgefertigten Vermählungsatte meiner Eltern hatte ich in Händen gehabt. Ich suchte sie mit Lison. Sie waren verschwunden.

Die Vermählung meiner Eltern war unter ganz besondern Umständen vollzogen worden. Meine Großmutter, eine arme, katholische Witwe, wohnte zur Zeit, als meine Eltern sich ehelichten, in Northumberland. Um sich in diesem Bezirke verheiraten zu können, mußten sich die „Papisten" des Kaplans einer reichen irländischen, einige Meilen von da ansässigen Familie bedienen. Mein Vater erlangte ohne Mühe die Genehmigung, seine eheliche Verbindung auf jenem Familiensitze kirchlich vollziehen zu lassen. Der einsegnende Priester setzte die Verhandlung darüber in beiden Sprachen auf und stellte sie zu ihm. Unglücklicherweise hatte der Krieg zwischen England und Frankreich nach einer kurzen Unterbrechung aufs neue begonnen, weshalb sich kein Konsular-Agent mehr in London befand, um die Erklärung meines Vaters entgegenzunehmen, der sicherlich beabsichtigte, die Eigenschaft eines Franzosen für sich selbst zu bewahren und seinen Kindern zu geben. Bald darauf in sein Vaterland zurückgekehrt, hielt er es nicht mehr für nötig, dem Trauscheine noch einen amtlichen Charakter geben zu lassen, oder wahrscheinlich dachte er gar nicht mehr daran. Und jetzt hatte ich den Namen des Kaplans und den der Familie, bei welcher die Trauung vollzogen wurde, gänzlich vergessen.

Ich begab mich mit Lison und Béraud nach I . . . ., wo der Rechtsstreit hängig war. In Ermangelung von Beweisen wurde ich verurteilt. Ich zog den Handel vor eine höhere Gerichtsinstanz. Ein sehr tüchtiger Rechtsanwalt konnte für mich gewonnen werden.

Ich glaubte, nicht eher nach S. . . . zurückkehren zu dürfen, als bis die strittige Frage endgültig entschieden sei. Ich nahm Wohnung in einem Kloster, dessen Nonnen sich der Erziehung armer Mädchen widmeten, wo man aber auch einige Damen als Kostgängerinnen aufnahm.

Eines Morgens eilte Lison plötzlich beklommen und erschüttert herbei herbei. „Ach, Fräulein," stotterte sie, „ein Herr . . . . drunten . . . . kommen Sie schnell!" Damit riß sie mich fort. „Lucie!" tönte es mir entgegen in einer Stimme, deren Wohllaut meiner Seele nie verklungen war. Es war Herr von P . . . .!

Meine Ahnungen hatten mich nicht getäuscht. Wir waren die Opfer einer abscheulichen Schurkerei geworden. Anfangs hatte man unsere Briefe unterschlagen, dann hatte man an die Schwester des Herrn von P . . . . auf einem Wege, welcher derselben zuverlässig scheinen mußte, die Nachricht gelangen lassen, daß ich ihm entsagt habe, und daß meine Vermählung mit St. S. eine ausgemachte Sache sei. Herr von P . . . ., der auf seine Briefe an mich keine Antwort erhielt, glaubte, mir entsagen zu müssen und reiste voll Verzweiflung nach Italien. Bei seiner Rückkehr nach Paris erfuhr er zufällig durch die Zeitung den Rechtsstreit, der mich meines Vermögens beraubte. Da er hieraus sah, daß ich freigeblieben und arm geworden war, konnte nichts mehr ihn zurückhalten. — Also war ich um meiner selbst willen geliebt. O, wie segnete ich die Ränke, die mir mein Vermögen raubten, mein Herz aber in dieses Meer der Seligkeit tauchten!

Indessen ging mein Rechtshandel seinen Weg. Ein Sachkundiger war nach England abgereist, um dort die Spur des Kaplans aufzusuchen. Er fand denselben in Irland, in der Umgegend von Waterford. Die fraglichen Bucheintragungen fanden sich bald. Notarialisch beglaubigte Auszüge wurden angefertigt, alle Förmlichkeiten erfüllt. Hochbeglückt kehrte unser Bevollmächtigter zu uns zurück. Seine Eröffnungen entschieden den Prozeß zu meinen Gunsten.

Mithin war ich abermals reich geworden. Wie beglückte es mich jetzt, mir die Güter erhalten zu sehen, auf die ich kurz zuvor so geringen Wert gelegt. Welch unendliche Wonne war es für mich, sie mit dem edelmütigen Manne zu teilen, der mir seine Hand in dem Augenblicke dargeboten hatte, als ich auf dem Punkte war, sie zu verlieren! Wie glücklich machte mich der Gedanke, daß er an meiner Seite die Freuden jenes Wohlstandes, in dessen Schoße er mich kennen gelernt hatte, wiederfinden werde. Wie lebten wir selig in der Hoffnung eines Glückes, das künftig nichts mehr trüben konnte.

Aber die Wut meiner Feinde war keineswegs erschöpft. Sie verdoppelte sich vielmehr, als sie erfuhren, daß ich allen listigen Streichen und Gewalttaten zum Trotz dem Gipfel meines Glückes nahe sei.

Lison hatte mich im Verlaufe des Prozesses einmal benachrichtigt, daß St. S. in der Nähe sei. Es faßte mich eine unbestimmte Unruhe, mich diesem Manne nahe zu wissen, und ich wünschte den Augenblick unserer Abreise herbei. Diese sollte am Tage nach der Vermählung erfolgen, von der uns nur noch einige Tage trennten.

Es war der Vorabend dieses mit so großer Ungeduld erwarteten Tages. Die Zeit verflog unter traulichem Gespräche. Lison ging im Zimmer ab und zu und saß bisweilen in gewohnter Art auf einem Schemel zu meinen Füßen. Heinrich schien glücklich; doch gewohnt, in seinem Herzen zu lesen, ahnte ich, daß darin etwas Ungewöhnliches vorging. Sein ganzes Benehmen verriet eine gewisse Aufregung; er verstummte bisweilen; dann überließ er sich wieder leidenschaftlichen Ergüssen. Er bemühte sich, meine Unruhe durch unbestimmte Erklärungen zu beschwichtigen. Er konnte mich nicht verlassen. Der Abend rückte vor, er blieb immer noch. Endlich erschien eine Pförtnerin und meldete, daß die Klosterpforten geschlossen werden müßten. Hierauf erhob er sich und ergriff meine Hand. Sein krampfhafter Druck vermehrte meine Unruhe. Ich wollte ihn zurückhalten. Ungestüm riß er sich los, während er noch das Wort „Adieu!" wiederholte. Ich legte mich nieder, konnte aber nicht einschlafen. Ich empfand ein unerklärliches Angstgefühl. Lison war bei mir. Sie sprach nichts. Plötzlich bemerkte ich, daß sie weinte.

So verging die Nacht. Der Tag brach an. Ich stand auf und erwartete Heinrich mit Ungeduld. Ich wartete vergebens auf ihn. Gegen 8 Uhr erschien ein Diener des Gasthofes, worin er wohnte, vor dem Kloster. Ohne mich sprechen zu wollen, ließ er mich ersuchen, in möglichster Eile zu Herrn von P . . . . zu kommen, der, wie er sagte, verwundet sei. Mehr wollte er hierüber nicht mitteilen und eilte schleunig wieder fort. Schnell kleidete ich mich an und machte mich mit Lison in unbeschreiblicher Angst auf den Weg. Im Gasthof vernahm ich das schreckliche Geheimnis. Oeffentlich am Tage zuvor beleidigt und mit rasender Wut durch St. S. herausgefordert, hatte Herr von P . . . . sich geschlagen und war unter den Streichen des elenden Raufboldes gefallen. Man hatte den ersten Verband auf die schweren, tiefen Wunden gelegt. Fast entseelt lag der unglückliche Jüngling da. Doch vermochte er bei meinem Eintritte sich zu bewegen. — Ich wollte ihn nicht mehr verlassen. Der Tag verging unter fürchterlichem Wechsel von brennenden Schmerzen und Ohnmacht. Gegen Abend legten sich die Schmerzen; aber er fühlte den nahenden Tod. Mit großer Anstrengung flüsterte er mir noch einige Worte ins Ohr. Dann faßte er meine zitternde Hand, drückte sie leise, sprach mit Mühe meinen Namen aus und verschied . . . .!

So war denn für mich der Schmerzenskelch aufs neue gefüllt und fort und fort strömen sollte die Quelle nimmer endenden Schmerzes. Für solches Geschick fand ich keinen Trost.

Man hatte mich fast außer mir ins Kloster gebracht. Als ich allmählich wieder zu mir kam, konnte ich an den erlittenen Verlust gar nicht glauben. Dieser plötzliche Sturz vom höchsten Gipfel des Glücks in den tiefsten Abgrund des Elendes hatte meinen Seelenkräften einen Stoß versetzt, der mich fast ihres Gebrauches beraubte. Ohne Schwester Paulas Bemühungen hätte ich sicher meinen Verstand verloren. Ihr gelang es, mir Tränen zu entlocken und mich aus meiner schrecklichen Betäubung zu reißen.

Einige Tage vergingen mir in größter Trostlosigkeit, die ich in mich selbst zu verschließen trachtete, die aber dadurch um so qualvoller wurde. — Ich hatte die Bewilligung erlangt, daß die sterbliche Hülle meines Heinrich in S. . . .

Die Vennerstube zum Mittelleuen in Bern: Wandstück mit drei Füllungen und Wappenfries.
Die Füllungen stellen von links nach rechts dar: 1. den kunstreichen Büchsenmeister Hans Tillier 1476. 2. die Audienz der schweiz. Gesandten Bubenberg, Waldmann und Imhof bei König Ludwig XI. v. Frankreich 1477. 3. die Harnischschau durch den Gerbervenner 1476.

neben meinem Vater beigesetzt werden durfte. Ich begab mich vor dem traurigen Leichenzuge dahin und empfing ihn mit Ruhe; denn die Ergebung in Gottes Willen war wieder in meine Seele zurückgekehrt. Ich wollte in jenem Augenblicke zugegen sein, wo mit den irdischen Resten desjenigen, welcher der Gefährte und die Stütze meines Lebens hätte werden sollen, meine letzten Hoffnungen auf irdische Glückseligkeit ins Grab gesenkt wurden.

Zurückgegeben der Pflege und Tröstung derjenigen, die mich umgaben und deren Liebe ich mir zu erwerben gewußt hatte, kehrte ich allmählich zu der mir eigenen Geistesruhe ruhe wieder zurück. Doch das letzte Ereignis mußte unauslöschliche Spuren hinterlassen. Für mich war alles zu Ende; ich ordnete unwiderruflich meine Zukunft. Mein Vermögen, einige Talente und eine Art von Berühmtheit, welche mir meine Lage und meine unglücklichen Schicksale bereitet hatten, zogen die Aufmerksamkeit auf mich. Ich erhielt glänzende Anerbietungen. Alle wurden ohne Zögern zurückgewiesen. Ich zog mich gänzlich in mich selbst zurück; jene Art von Ueberspannung der Gefühle, die mir nicht natürlich war und welche von der Schreckensprobe herrührte, die ich hatte bestehen müssen, wurde immer schwächer und erlosch gänzlich, wobei die Zeit das ihrige tat. Nach und nach gelangte ich zu dem freundlichen und friedlichen Dasein, das ich jetzt genieße und dessen Heiterkeit nur von Zeit zu Zeit durch einen zweien Gräbern gewidmeten Seufzer gestört wird.

Es ist nur zu wahr, daß uns das Leben beim Suchen nach Besserem entflieht. Auch ich bin nicht ganz frei von dieser Neigung. Aber ich wage, zu behaupten, daß es mir gegeben ist, in einem geringeren Grade unter deren Einfluß zu stehen als die, welche mich umgeben; daß es mir gegeben ist, das Wenige, was man hienieden das Glück zu nennen pflegt, viel wahrhaftiger und andauernder zu empfinden.

Ungefähr sechs Monate nach Heinrichs Tode erhielt ich von dessen Mörder einen Brief. Es war eine große Veränderung in der Gesinnung dieses Unglücklichen vorgegangen. Er reiste nach Amerika, um, wie er sagte, alle Irrtümer seines Lebens in der Verbannung abzubüßen. Er beklagte das mir angetane Herzeleid und beschwor mich, ihm nicht zu fluchen. Nein, ich fluchte dem Manne nicht, der mir so viel Böses getan hatte. Ich gewann es über mich, ihm zu vergeben.

Um meinen Sieg über einen Unwillen, der nur zu gerecht war, vollständig zu machen, erkundigte ich mich nach dem Schicksal meiner schuldbeladenen Tante. Ich erfuhr, daß sie sich in eine unserer innern Provinzen zu einem alten Verwandten zurückgezogen habe, der wie sie vermögenslos sei. Ich sicherte ihre Zukunft durch ein Jahrgeld, aber ich beantwortete ein an mich gerichtetes Dankschreiben nicht, welches von Ausdrücken niedriger Denkart strotzte. Man machte ihr meinerseits begreiflich, daß alle Versuche, neue Beziehungen zwischen uns anzuknüpfen, völlig nutzlos sein würden, was sie sich gesagt sein ließ.

Mérard wurde, nachdem er sich das Jahr darauf in einer wichtigen Erbschaftsangelegenheit bloßgestellt hatte, zu einer langen Einsperrung verurteilt. Er verschwand, um seiner Strafe zu entgehen. Man hörte nie wieder von ihm.

Adrienne verlor ihren Gatten und kehrte dann zu mir zurück. Sie hatte zwei Kinder, zwei allerliebste Mädchen, deren Erziehung mich seitdem beschäftigt und viel dazu beigetragen hat, meinen Tagen Reiz zu verleihen.

Lison, die fortwährend in meinem Hause wohnt und deren verständige und liebevolle Sorgfalt mir überaus wert geworden ist, verlor ihr Kind. Ihre treffliche Natur hat sich eine Entschädigung für dieses Herzeleid in der Verdoppelung ihrer Zuneigung gegen alle ihre Lebensgenossen geschaffen.

Henriot ist ein wohlunterrichteter junger Mann geworden, dem ich nach und nach die Besorgungn aller meiner Angelegenheiten übertragen kann.

Mein alter Lehrer Hecker wurde Witwer. Er fand ebenfalls eine Zuflucht auf dem Schloß. Er lebte hier bis zu seinem Ende seinen Lieblingsbeschäftigungen.

Auch Béraud und seine gute Frau habe ich verloren. So ist das menschliche Leben: Wer auf dessen Pfade wandelt, sieht nach und nach alle jene Wesen, auf die er so gerne sich stützte und denen sein Herz entgegenschlug, hinabsinken in des Grabes Schoß. Dieses sind die traurigen Wegweiser seiner Lebensbahn, bis auch er seine Stätte findet, mitten im Staube seiner Brüder.

— Ende. —